



«Ja, ein Knall ist wahrscheinlich»

Banken als Risiko Finanzprofessor Marc Chesney sieht die Ereignisse um die Credit Suisse als eine weitere Episode einer permanenten Finanzkrise. Ohne radikale Massnahmen drohten grosse Gefahren.



Ist der Höhenflug der Börse bloss eine Blase? Wertpapierhändlerin an der Wall Street. Foto: AP

Markus Diem Meier
und **Jorgos Brouzos**

Herr Chesney, was haben Sie gedacht, als Sie von den Verlusten der Credit Suisse gehört haben und dem Geschäft der Grossbank mit dem Hedgefonds Archegos?

Es handelt sich um eine neue Episode der permanenten Krise des Finanz-Casinos. Es gibt weniger akute und akutere Phasen. Wie aus dem Nichts geschehen

dann solche Episoden. Das ist sehr undurchsichtig. Dabei sollten wir als Bürger wissen, was geschieht. Die Credit Suisse ist systemrelevant. Deshalb hat sie auch eine Verantwortung gegenüber dem Steuerzahler.

Man hat nach der Finanzkrise die Regulierungen verschärft und höhere Kapitalpuffer von den Banken gefordert. Reicht das denn nicht?

Anscheinend nicht. Die 2008 untergegangene Grossbank Lehman Brothers hatte einen ungewichteten Eigenkapitalpuffer von 3,25 Prozent gemessen an ihrer Bilanzsumme. Jetzt liegen die ungewichteten Puffer bei Grossbanken zwischen 5 und 6 Prozent. Das ist zwar besser, aber noch immer ungenügend. Wir brauchen etwa 20 Prozent. Das ist auch die Quote, die Grossbanken von uns verlangen, wenn wir von ihnen



Kredite beziehen wollen, und das ist auch vernünftig.

Welche Bedeutung haben die Anreizstrukturen der Banker? Immer wieder werden in diesem Zusammenhang die Boni genannt.

Ich bin nicht gegen Boni, wenn sie für echte Erfolge bezahlt werden. Aber Boni sind nicht zu rechtfertigen, wenn die Leistungen schlecht sind oder sogar Verluste auftreten. Die Anreize bestehen darin, Risiken auf Kosten der Steuerzahler einzugehen. Denn wenn die Wetten schiefgehen, müssen die Steuerzahler die Rechnung bezahlen. Wenn sie gut ausgehen, steigen die Boni.

Was müsste verbessert werden? Wir brauchen kleinere Banken und wie früher in den USA wieder eine Trennung zwischen reinen Depot- und Investmentbanken. Dann könnten Banken, die zu hohe Risiken eingegangen sind, mit weniger Gefahr für den Rest der Wirtschaft bankrottgehen. Die weltweit grössten 30 Banken sind aber im Prinzip



Marc Chesney
Der Ökonom ist
Finanzprofessor an der
Universität Zürich und
Autor des Buchs «Die
permanente Krise».

überzeugt, dass sie nie bankrottgehen werden, weil sie gerettet werden müssten. Das erzeugt den falschen Anreiz, immer mehr Risiken einzugehen.

Zur Stabilisierung des Finanzsystems haben Sie eine Initiative mitlanciert, die eine Steuer auf alle elektronischen Zahlungen fordert.

Die instabile finanzielle Lage verlangt nach einer Mikrosteuer auf

das riesige Volumen von elektronischen Zahlungen, die circa 150-mal dem Bruttoinlandprodukt entsprechen. Eine solche Mikrosteuer würde dazu beitragen, den Finanzsektor zu stabilisieren, und man könnte im Gegenzug gewisse Steuern wie die Mehrwertsteuern abschaffen.

Es macht den Eindruck, dass die Banken neue Regeln mit

Finanztechniken und Derivaten leicht umgehen können.

Die Regulierungen sind zu komplex. Die Grossbanken finden immer Schlupflöcher. Was wir brauchen, sind nicht Tausende Seiten von Regulierungen, die eine Doktorarbeit erfordern, um sie zu verstehen. Es braucht allgemein verständliche Regulierungen.

Zum Beispiel?

Es braucht 30 bis 50 Seiten mit klaren Sätzen. Ein Beispiel: Wenn Sie Risiken tragen, dürfen Sie Absicherungsprodukte kaufen, also sogenannte Derivate. Wenn nicht, brauchen Sie keine Derivate.

Können Sie das genauer erklären?

Wir können den Unterschied zwischen einer echten Risikoabsicherung und Wetten am Vergleich mit Autoversicherungen deutlich machen. Man darf keine Versicherung auf das Auto des Nachbarn abschliessen. Andernfalls hätte man einen gefährlichen Anreiz. Man würde vielleicht solche Versicherungen kaufen, weil man weiss, dass der Nachbar schlecht fährt. Oder man würde ihn dazu animieren, betrunken Auto zu fahren. So käme es zu mehr Unfällen, Wetten auf Unfälle würden erfolgreicher.

Trotz der Corona-Krise haben

die Börsen zugelegt. Gibt es eine Blase an den Finanzmärkten?

Ja, klar. Die Finanzmärkte sind am Tropf der Notenbanken. Die Gewinne der Grossfirmen steigen lange nicht so stark wie die Börse. Weshalb? Die quantitative Lockerung der Zentralbanken zielt darauf ab, dass die Banken der Realwirtschaft Kredite geben. Das ist aber nicht ausreichend der Fall. Dafür steigen die Finanzwerte immer weiter, denn diese sind zu oft von der realen Wirtschaft abgekoppelt.

Halten Sie die Geldpolitik der Notenbanken denn für falsch?

Kurzfristig, im Notfall, ergibt es Sinn, Geld in den Markt zu pumpen. Aber dass der Zins negativ ist, zeigt doch, dass es eine Dysfunktion der Wirtschaft gibt. Der Zins ist der Preis des Geldes. Wie kann es sein, dass dieser Preis für viele Staatsanleihen seit so langer Zeit negativ ist? Ausserdem erzeugt dies Anreize, weitere Schulden zu machen.

Was passiert, wenn die Zinsen steigen? Gibt es einen Knall?

Ja, ein Knall ist wahrscheinlich. Die Signale stehen auf Rot: Umwelt, Pandemien, Instabilität auf den Finanzmärkten, soziale Ungleichheit, Armut. Wir müssen jetzt nicht nur die Auswirkungen der Pandemie oder der Krise zu lösen versuchen, wir müssen die Gründe dahinter erkennen.

Wo sehen Sie aktuell die grössten Risiken?

Ich glaube, die steigende Ungleichheit ist ein grosses Problem. Sie wird durch die Finanzmärkte noch verstärkt. Ein Beispiel: Amazon-Gründer Jeff Bezos ist am 20. Juli 2020, also an einem Tag, um 13 Milliarden Dollar reicher geworden. Das ist



das Doppelte von dem, was
1,3 Milliarden Afrikaner am sel-
ben Tag verdient haben, und es
entspricht 10-mal dem Wert des
Schlosses von Versailles, das in
circa 50 Jahren gebaut wurde!
Wenn es so weitergeht, explo-
diert es irgendwann.